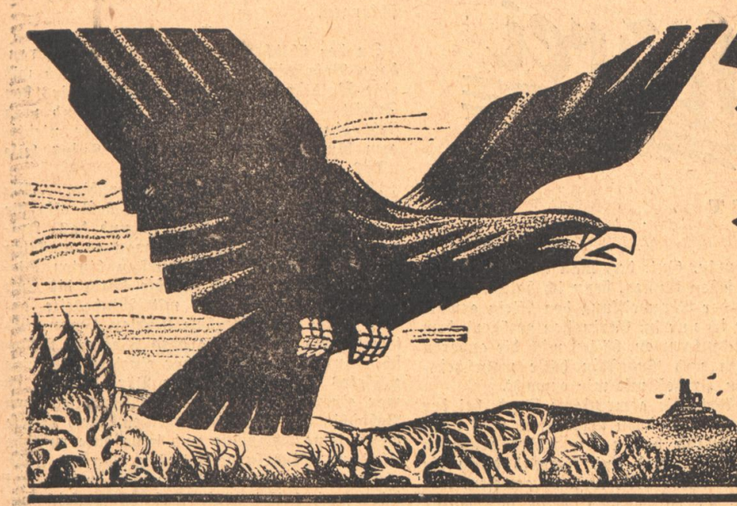
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

27 (8.7.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 27 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 8. Juli 1934

Die Macht der Finsternis

Unsere Altvorderen, mit ganzer Seele der Natur verbunden, erlebten das Leben als eine ungeheure Spannung, als einen fortwährenden Kampf zwischen den Mächten des Lichts, den Asen, und den Mächten der Finsternis, den Banen. Sie ahnten das Weltwesen.

Die Macht der Finsternis ist da am größten, wo sie sich gleichsam am Licht ganz anfaugt, sich mit den Strahlen des Lichtes vermischt und gleißnerisch umgürtet, ja wo sie aus dem Licht unmittelbar sich speist, dicht daneben lauernd.

Solche Fälle sind ganz unheldisch, ganz alltäglich.

So hätte sicherlich niemand für den Peter in Lauterbach vermutet, daß solche Macht der Finsternis von ihm Besitz ergreifen könnte.

Als ansehnlicher Bauernsohn voll Kraft und Gesundheit und Frohsinn bekannt, fleißig und brav, war er von allen geachtet. Vom Vater hatte er den geraden und festen Sinn und die Gutmütigkeit, von der Mutter die Gescheitheit, aber auch einen Hang zur Eitelkeit geerbt.

Sie war nämlich eine stolze Großbauerntochter gewesen, gewohnt zu herrschen. Schon in früher Jugend bei den Knabenspielen war es zur selbstverständlichen Gewohnheit geworden, daß Peter der Hauptmann, oder der Herr Lehrer, oder der Herr Pfarrer, oder irgendsonst die maßgebende Persönlichkeit war. Er bildete sich aber darauf gar nichts ein und war durchaus nicht herrschsüchtig. Das war eben so, ganz natürlich.

Michel, sein Freund von Jugend auf, fand das gleichfalls vollkommen in Ordnung. Wenn er gelegentlich eine solche Führerrolle von den Kameraden zugeteilt bekommen hatte, so war ihm dies gar nicht recht und er ergriff die nächstbeste Gelegenheit, um sie dem Peter zurückzugeben, daß er als der rechtmäßige Inhaber, als der erste von allen, als der Gescheiteste angesehen wurde. Das kam wohl auch daher, daß Peter nie in Verlegenheit war, seine Rolle zu spielen. Er tat das mit einer Vollendung, als sei er nie etwas anderes gewesen. Seine Wortgewandtheit und sein leichtbewegliches Temperament und eine reiche Phantasie und sein unerschöpflicher Witz verschafften ihm im Kreise der Kameraden ein ganz natürliches Uebergewicht.

Später war er genau so siegreich über die Mädchenherzen. Es schmeichelte ihm zwar, so beachtet zu sein, aber er machte sich daraus nicht einmal viel. Ja, als die schöne und vielbegehrte Elsa vom Stadelhof sich ihm geneigt zeigte, da waren ihm die anderen Mädchen vollkommen Luft. Dieses kräftige und doch so rassig feingliedrige Mädchen, schlicht und geheimnisvoll und innig in ihrem Wesen, hielt ihn wirklich ganz gefangen.

Heute haben sie beide, Peter und Michel, schon den väterlichen Hof übernommen, und beide hatten höchste Zeit, ans Heiraten zu denken.

Da brachte der Tod von Michels Vater, der zwei Jahrzehnte Schultheiß der Gemeinde gewesen war und die letzten Jahre ein schweres Siechtum hatte ertragen müssen, die große Wandlung in das Schicksal dieser Menschen. Michels Vater war weit und breit wegen seiner Rechtschaffenheit und seinem nie fehl gehenden weisen Rat und Urteil der angesehendste Mann. Er war in der Gemeinde der Führer und Hort des Friedens und Fortschritts. Sein Wort entschied immer. Seine Tat galt. Sein Vorbild zwang.

So war die Wahl eines Nachfolgers schwer. Die Trauer um den unersetzlichen Verlust des Dahingeschiedenen überschattete sie.

Mehrere geachtete Männer aus der Gemeinde bewarben sich um dieses ehrenvolle Amt. Darunter auch, ganz im Andenken an einen Vater, Michel.

Die Wahl war rasch entschieden. Michel, gegen den nichts einzuwenden war, wurde gewählt, einfach weil er der Sohn des Allverehrten war. Weder seine Jugend — er war noch nicht dreißig Jahre alt —, noch die Tatsache, daß mancher wohlverdiente ältere Hofbauer sich beworben hatte, konnte dies verhindern.

Niemand fand diese Wahl schlecht, selbst die Mitbewerber sagten sich, daß der Michelbauer eben einen gesegneten Namen trage, auf den doch alles ankomme. Nur einen traf diese Wahl wie ein kalter Blitzstrahl: Michels alten Freund Peter. Nicht, daß er sich darüber bös geäußert hätte, ja auch nur sich bewußt geworden wäre, daß ihn dieses Ereignis zuinnerst verletzte. Aber daß es tief, sehr tief saß, das sollte sich leider nur zu bald und stark zeigen, und zwar so, daß Peter selbst am meisten darüber erschrak.

In der ganzen Gemeinde redete man davon, daß der neugewählte Schultheiß ernstlich auf Brautschau sei. Die Mädchen wissen so etwas sehr bald und sputen sich, jede ihrer Art entsprechend.

Peter erfuhr das aus dem Munde seiner Elsa, nur so nebenbei. Sie wollte ihn mit einer Neuigkeit aufmuntern, da er, wie sie sagte, gar so „kratzig" war an diesem Tag. Wenn sie geahnt hätte, daß sie mit ihrer harmlosen Mitteilung eine ganz tiefe Wunde noch aufgerissen, von der ihr Peter selbst nicht recht wußte, so hätte sie sicher geschwiegen.

„Du bist frei, das weißt du wohl noch nicht, ganz frei, dein Glück zu machen."

So sagte Peter mit einer Ruhe und Bestimmtheit, über die sogar er selbst erschrak. Alles Lamentieren und In-ihn-Dringen half nichts. Peter verhärtete sich eigentlich gegen seinen Willen Elsa gegenüber. Kleine Vergehen, Scherze aus der Vergangenheit warf er ihr jetzt vor und hatte es in kurzer Zeit erreicht, daß das gläubig liebende, immer wiede. alles als Scherz auslegende Mädchen von ihm weggestoßen wurde, weil das Gift zwischen ihnen alles zerfraß und entheiligte, was bisher so schön und herrlich war.

Hans Thoma: Harpyie

Als Peter einmal von einem galligen Alten nebenbei das Wort auffing, den Michel sehe man nie in der Messe, das sei nicht gut für einen Gemeindevorsteher, da war ihm das Anlaß, für seine Person keine Messe zu versäumen und mit dem Pfarrer entgegen seiner Vergangenheit in beste Vertrautheit zu kommen, so daß man im Dorfe darüber redete, der Peter sei sehr fromm geworden.

Begegnete Peter dem Freunde, so war er immer sehr beredt und freundlich zu ihm, nur einer, der von seiner Seelenverfinsterung wußte, hätte gemerkt, daß die Freundlichkeit zu dick aufgetragen und daß hinter dem Wortreichtum ein wachsender Dämon saß.

Es kamen politisch bewegte Zeiten. Landtags- und Reichstagswahlen. Es ist selbstverständlich, daß Peter auf diesem Wege auch zum politischen Gegner Michels wurde. Und zwar mit einer Leidenschaft, die niemand begriff. Jetzt öffneten sich auf dieser scheinbar unpersönlichen Ebene der Politik alle Schleusen seines chaotischen Innern. Peter wurde sehr bald Bezirksführer der Zentrumspartei und besaß als solcher eine große Macht, dem Michel zu schaden, wo er konnte. Michel aber war einig mit der Jugend als Nationalsozialist.

Der innere Brand in Peter loderte hell auf, als er vernahm, daß Michel sich mit Elsa verlobt, obwohl das ganz natürlich zugegangen war, nachdem er sie gewaltsam von sich gestoßen.

Einmal, in einer Wahlversammlung, erlaubte sich Michel als Schultheiß, in aller Ruhe den nationalsozialistischen Redner in Schutz zu nehmen, obwohl er schon seiner Würde wegen sich politisch nie besonders hervortat, sondern einfach seine Pflicht erfüllte.

Dies war für Peter das Signal zum offenen Angriff. Er war so maßlos und persönlich, daß alles zuerst in Schweigen erstarrte; dann aber wurden die Zuhörer so in Wallung gebracht durch diese uferlose Hetze, daß es zu einer blutigen Schlägerei kam, an der sich aber Peter nicht beteiligte.

Michel habe sich das Schultheißamt erschlichen, er habe die Gemeinde betrogen, er stehe mit dem Teufel im Bund, der ja auch diese Nazis erfunden habe, er habe ihm seine Braut abspenstig gemacht und habe doch immer in der Stadt herumgehurt.

Kurzum: die Katastrophe in der Gemeinde war da. Zwei Heerlager standen sich auf Leben und Tod gegenüber. Immer wieder war Peter die treibende Kraft. Verwirrung und Haß wuchsen ständig, obwohl zweifellos auf beiden Seiten gutes Wollen sich vergebens bemühte. Die Macht der Finsternis war so groß in der Gemeinde, daß nur eine gegenseitige Vernichtung noch möglich schien.

Wer aber begriff, daß dies alles nur seine eigentliche Wurzel in der beleidigten Eitelkeit oder Herrschsucht des als so fromm gerühmten Peters vom Lindenhof hatte? Wer ahnte, wie finster es im Laufe der Zeit in dessen Seele geworden ist? Niemand, außer Elsa. Sie hatte die Macht der Finsternis mit Schaudern begriffen.

Ernst Herold.

Aus dem Inhalt:

Ulrich von Riet: Jagd in der Mandschurei

Paul Brock: Senta

Hans Leip: Der Kajakmann

Hermann Eris Busse: Irrkraut

Hermann Fautz: Der Hockefelsengeist

A. von Lettow-Vorbeck: Heimisches Handwerk

Wilhelm von Hebra: Der Rechenkünstler

Filmbeilage: 220 Filme im Jahr — Die Kunstspitze des Spielfilms

Technische Beilage: Autos regeln den Verkehr.

Jagd in der Mandschurei

ERLEBNISSE VON ULRICH VON RIET

Wie ich als Seemann von Hamburg nach China kam — wie ich in Tsingtau wegen schlechten Essens und noch schlechterer Behandlung heimlich von Bord floh — wie ich mich dann in allen möglichen Berufen in China herumtrieb, bis ich zwischen die kämpfenden Heere zweier Revolutionsgenerale geriet, wo die Luft so dick war, daß ich unter Lebensgefahr nach der Mandschurei flüchten mußte — das alles erzähle ich vielleicht ein anderesmal.

*

Mein Bedarf an Bomben und Granaten war von der Westfront her noch ziemlich gedeckt; die Mandschurei, so hieß es damals, sei ein wahres Paradies gegen China. Ein solches war sie zweifellos, wenn auch nur für die Abenteurer aller Länder, die sich dort sammelten, denn das riesige Land war strittig zwischen China, Japan und Rußland. Es herrschte völlige Gesetzlosigkeit; die wahren Herren des Landes waren die großen Räuberbanden, die in den Wäldern hausten. Zu ihnen gesellten sich unzählige Fremde — Weißrussen, sibirische Sträflinge, amerikanische Goldsucher, japanische Agenten, viele Deutsche und andere Westeuropäer — aber alles Leute, die es für richtig hielten, sich einige tausend Kilometer weit von ihrem heimischen Staatsanwalt zu entfernen.

*

Dementsprechend waren auch die vier Jäger, mit denen ich dort eine Zeitlang zusammen jagte; ob sie wirklich so hießen, wie sie sagten, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. Da war zunächst ein Herr Knips, ein gedienter hessischer Infanterist, der dann Fremdenlegionär in Algier, Madagaskar und Tonkin war. In Tonkin war es ihm gelungen, über die chinesische Grenze zu flüchten, worauf er ganz China zu Fuß durchquert hatte, um schließlich als Pelzjäger in der Mandschurei zu landen. Der zweite war ein Herr Kostka aus dem schönen Polenlande, der sich aber in allen Sprachen über seine Vergangenheit ausschwieg. Der Dritte war ein Herr Ahlfeld, angeblich ein gewesener Offizier, der sich dadurch auszeichnete, daß er unbestritten den Wodka-Rekord hielt. Auch er redete nicht von seiner Vergangenheit — nicht einmal im Schlaf oder im Rausch.

Der Vierte und Gewichtigste endlich war ein gewisser Boboschin, ein geflüchteter sibirischer Sträfling, der wegen dreier kleiner Auseinandersetzungen, die jedesmal dem anderen Teil das Leben gekostet hatten, nach Kara (sibir. Goldbergwerk) verschickt worden war. Dort hatte es ihm aber nicht so recht gefallen — er hatte eine Luftveränderung gesucht, doch hatte er sein „Fortkommen" erst gefunden, nachdem er einen Wärter von den Qualen dieses irdischen Daseins befreit hatte. Seitdem beglückte er die Mandschurei mit seiner Anwesenheit. Er war 2,06 Meter groß, hatte ein Lebendgewicht von 240 Pfund und dazu Hände wie Kommißbrote — es war nicht rätlich, ihn schief anzusehen.

*

Ich zog, wie sich denken läßt, nicht ganz freiwillig in dieser erlesenen Gesellschaft in die Wälder, aber Hunger tut weh und ich hatte fast nichts mehr zu verlieren. Man war bereit, mich mitzunehmen, weil ich ein guter Schütze war und weil ich eine Pirschbüchse M 88 sowie eine Doppelflinte Kal. 12 nebst reichlicher Munition besaß. Immerhin mußte ich vorher eine kleine Nervenprobe ablegen, denn die Jäger konnten doch keinen brauchen, der dann vielleicht im Augenblick der größten Gefahr versagte. Diese Probe bestand darin, daß Boboschin mir schmunzelnd einen ausgedienten Kochtopf in die Hand drückte, den ich mit ausgestrecktem Arm ruhig halten mußte. Darauf schossen die anderen aus 150 Meter Entfernung Scheibe! Ich gestehe, daß es mich am ganzen Körper wie von Ameisen kribbelte; ich mußte die Augen zumachen und die Zähne zusammenbeißen, denn ich durfte mich ja nicht blamieren! Es schoß übrigens keiner vorbei. Nachher hielt Knips seelenruhig lächelnd den Topf und ich durfte schießen. Ich traf dabei so gut wie die anderen. Damit hatte ich die erste Probe bestanden und wurde als Gehilfe aufgenommen — allerdings bestand meine Arbeit zunächst nur in der Besorgung der Küche. Nur gelegentlich wurde ich auf Schwarzwild mitgenommen. Außerdem hatte ich die Fanglinie für die Fuchseisen, in denen sich Marder, Iltis, Luchs und Wolf fingen, zu besorgen.

*

Bald aber kam der Tag, an dem ich zum erstenmal auf Großwildjagd mitgenommen wurde — zunächst auch wieder nur zur Probe. Der gewaltige sibirische Tiger ist dort noch ziemlich häufig. In unserer Nähe war eine Holzkonzession, in der die geschlagenen Stämme auf Feldbahngleisen mit Pferden abgeschleppt wurden. Hintereinander waren zwei solche Gespanne dem Tiger zum Opfer gefallen — und diesen sollten wir schießen. Da das Fell einen schönen Betrag einbringt, ließen wir uns das nicht zweimal sagen; vier Tage waren wir hinter dem Tiger her, bis wir ihn schließlich stellen konnten. Die große Katze lag zusammengerollt in einem Dickicht. Nun erhielt ich von dem schmunzelnden Boboschin den ehrenvollen Auftrag, mich so nahe als möglich heranzuschleichen und dann mit kleinen Steinen nach der Bestie zu werfen, denn so, wie diese lag, war kein guter Schuß anzubringen. Alle sahen gespannt auf mich, ob ich jetzt wohl „kneifen" würde. Es blieb mir nichts anderes übrig — ich mußte dem Befehl nachkommen. Ich nahm also allen Mut zusammen und warf einen Stein nach dem Tiger, der wie von einer Feder geschnellt hochkam. Aber gleichzeitig krachten zwei Schüsse und das Tier sank getroffen zusammen. 250 Rubel waren unser und ich hatte meine zweite Prüfung bestanden, auf die hin ich „reif für die Hochwildjagd" erklärt wurde. Gut, daß man mir nicht hatte ins Herz sehen können, denn ich hatte nur mit dem Mut der Verzweiflung den Stein geworfen. Hätte ich nur im Geringsten gezögert, dem Befehl nachzukommen, hätten mich die anderen ausgestoßen und Boboschin hätte wahrscheinlich kurzen Prozeß mit mir gemacht.

Doch währte die gemeinsame Jagd, bei der wir übrigens sehr schön verdienten, nicht allzu lange. Tagelang hatten wir nichts geschossen und zogen hungernd und frierend durch die Wildnis — wir wären imstand gewesen, wer weiß was zu verschlingen, denn wir hatten unseren letzten Proviant schon vor achtundvierzig Stunden verzehrt. Spechte und Häher, die ich hätte schießen können, mußten wir fliegen lassen, um das Großwild nicht zu vergrämen. Der riesige Boboschin, der ein Viertel von einem Reh allein aufessen konnte, knurrte wütend vor Hunger. Schließlich schossen wir doch einen Specht, den wir noch halbroh verschlangen.

*

In der üblichen Ordnung — Knips voran, dann Boboschin und dann ich — betraten wir eine Waldlichtung. Plötzlich hemmt Knips den Schritt — vorn bewegt sich etwas und man sieht ein Paar lange Ohren hinter niedrigem Buschwerk. „Nanu —" sagt Knips leise „Das ist doch ein Esel!"

„Ganz egal . . ." flüstert Boboschin. „Wir brauchen einen Braten". Knips hebt also die Büchse, zielt und drückt ab — und das Folgende ging viel rascher, als man es erzählen kann. Ich, als der am weitesten hinten Stehende, sah nur Knips' Büchse durch die Luft wirbeln und ihn selbst mit Windeseile gebückt durch das Unterholz flüchten. Dann richtete sich ein entsetzlich großes Tier vor Boboschin auf, den es mit einer einzigen Ohrfeige mühelos niederstreckte. Der Bär — denn es war einer! — versuchte nun, dem liegenden Boboschin den Kopf zu zerbeißen, doch rettete diesen seine Pelzmütze und seine dicke russische Kleidung. Mich beobachtete der Bär gar nicht, ich konnte ihm den Flintenlauf fast an den Kopf setzen und beide Läufe Kal. 12 zugleich abdrücken. Die Wirkung des Brenneckegeschosses und der Ladung 60 im anderen Lauf war auf diese kurze Entfernung furchtbar. Es riß dem Bären förmlich den Kopf ab!

Boboschin richtete sich langsam auf und betastete seine Glieder. Dann nahm er seine Büchse, stand auf und ging fort — ich traute mich gar nicht, ihn etwas zu fragen, denn der Mann sah zum Fürchten aus! Ich ließ ihn also gehen und machte mich daran, den Bären auszuweiden und ein gutes Bärenessen herzurichten — dann kam Boboschin wieder und brachte unterm Arm den Knips angeschleppt, wie man einen jungen Hund trägt — setzte ihn neben das Feuer und ohrfeigte ihn rechts und links solange, bis ihm der Arm weh tat. Er hatte nicht so ganz unrecht, denn Knips hätte nicht weglaufen dürfen — das war gegen die Verabredung! Daß er so gehandelt hat, ist mir heute noch unerklärlich, denn er war sonst der tapferste Mann, den ich kenne — er muß in einem Augenblick völliger Verwirrung geflüchtet sein! Ich sah aber, daß Boboschin mit seinen Ohrfeigen noch nicht genug hatte und dachte mir, daß es ‚daheim" in unserer Jägerhütte noch ein Nachspiel geben würde, weshalb ich Knips warnte und dieser sich vorsah.

*

Unsere größte Falle war ein riesiges Tellereisen — für Tiger bestimmt. Wir schleppten dieses Eisen im Dunkeln vorsichtig in die Hütte, als Boboschin und die anderen schon ziemlich viel Wodka getrunken hatten und stellten sie so auf, daß Boboschin hineintreten mußte, wenn er zu Knipsens Lager wollte. Für gewöhnlich hatte er in der Ecke, wo unsere Lager waren, nichts zu suchen. Ich nahm vorsorglich eine Kerze, Streichhölzer und einen geladenen Revolver mit ins Bett. Morgens gegen vier Uhr schlug die Falle zu und Boboschin saß brüllend drin. Sein langes Jagdmesser war ihm entfallen. Wir befreiten ihn unter der Bedingung, daß er sofort verschwände — Kostka und Ahlefeld brachten den Riesen, der übrigens dank seiner Stiefeln nur geringe Verletzungen erlitten hatte, im Schlitten nach einer anderen, dreißig Kilometer entfernten Hütte und setzten ihn dort ab. Er wußte, daß unsere Kugeln zu treffen pflegten und hat sich daher nie mehr in unserer Nähe sehen lassen.

Von Paul Brock

Als der Krieg ausbrach, war ich sechzehn Jahre alt. Ein Jahr früher schenkte mir mein Vater zu seinem Geburtstag, das ist im Winter, ein Pferd, einen schönen Fuchswallach. Das war Senta.

Der Zigeuner, welcher es uns auf den Hof brachte und zum Kauf anbot, versicherte, daß es nie ein besseres Pferd gegeben hätte. Als er endlich nach langem Handel das Geld in der Hand hielt und seinen Schnaps, einen echten Wodka, hinuntergeschüttet hatte, zwinkerte er bedeutungsvoll mit dem linken Auge. Das war verdächtig. Dann raunte er mir zu: „Sie müssen ihm dreimal seinen Namen ins Ohr flüstern, junger Herr, dann gehorcht er keinem andern als Ihnen!"

Ganz beglückt führte ich Senta in den Stall. Ich glaubte fest an den Rat des Zigeuners. Als ich mich unbeobachtet glaubte, schlang ich meinen Arm um seinen Hals, zog seinen Kopf zu mir herab und wollte das Experiment erproben. Aber Senta legte die Ohren zurück, zog die Oberlippe hoch und biß mich in die Nase, daß sie eine Stunde lang blutete. Meine Verblüffung war grenzenlos. So schlossen wir unsere Bekanntschaft.

Am Nachmittag gab es im Dorf eine Besorgung zu machen. Ich war plötzlich sehr dienstbereit, was sonst nicht meine Art war. Es war eine Gelegenheit, mich auf meinem Pferde zu zeigen. In zehn Minuten war Senta gesattelt und gezäumt, und dann trabte ich vom Hof in den Tannenwald hinein. Das Tier griff wunderbar aus. Der weiche Schnee stiebte an mir empor. Es war eine Seligkeit ohnegleichen, durch die sonnenflimmernden, harzduftenden Tannen zu reiten. Auf der Dorfstraße, die gleich hinter dem kleinen Wald begann, war die ganze Schuljugend versammelt. Stolz ritt ich in den Haufen der staunenden Jungenschar hinein. Aber Senta schien es zu lieben, Ueberraschungen in Szene zu setzen. Plötzlich machte sie eine Kniebeuge nach vorn, warf die Hinterbeine in die Luft und ließ mich in elegantem Schwung über seinen Hals hinweg in den Schnee fliegen. Schallendes Gelächter machte meine Niederlage vollkommen.

Dennoch wurden wir gute Freunde. Der Zauber des Zigeuners schien seine Wirkung nicht verfehlt zu haben. Es war sogar etwas wie eine Verbundenheit zwischen uns. Als mein Vater einmal das Tier vor den Wagen spannte, um in die nächste Stadt zu fahren, mußte er eine Meile weit neben ihm herlaufen, um es am Zügel zu führen; Senta weigerte sich, dem bloßen Zuruf, viel weniger noch der Peitsche eines andern zu gehorchen.

Daß unsere Anschauung die gleiche war, gab Senta mir einmal dadurch zu verstehen, daß sie an einem warmen Frühlingsmorgen den Kopf in das offene Fenster des Schulzimmers steckte und hell wieherte. Es war der Meinung, daß Frühlingssonne und Erdgeruch geschaffen wären, um die Weltanschauung in praktischer Weise zu erweitern, anstatt sie in Büchern zu suchen.

So verging der Sommer, und eines Tages war Krieg. Ich war noch ein Knabe, aber Senta war ein kräftiges Tier und wurde weggeholt zum Heeresdienst. Das Sammellager der Pferde war im Dorf. In der folgenden Nacht brach die russische Vorhut über die russische Grenze. Das Gut meiner Eltern lag nahe dabei. Meine kleine, ängstliche Mutter und ich waren die einzigen Menschen, die noch auf dem Hof anwesend waren. Sie hatte ihn bewachen wollen, aber angesichts des anrückenden Feindes und durch heftiges Gewehrfeuer eines Geplänkels beiderseitiger Vorhut erschreckt, war ihr einziger Gedanke die Flucht. Eng aneinandergeschmiegt, saßen wir in der dunklen Stube und suchten nach einem Ausweg. Zwischen uns und unserer Sicherheit lag die Breite und Tiefe des Flusses, und es gab keine Möglichkeit, hinüberzukommen. Fährboote waren nicht mehr da.

Da hörten wir Pferdegetrappel auf dem Hof. Es war Senta. Das Tier hatte sich irgendwie befreit und war zurückgekommen. Senta mußte unsere Rettung sein.

Ich lief hinaus und hing mich vor Freude an den Hals des Tieres, das seinen Kopf wie närrisch und leise wiehernd an meiner Schulter rieb. Schnell war der Sattel angeschnallt. Es war die höchste Zeit, schon hörten wir die Stimmen der feindlichen Soldaten. Ich half meiner Mutter, die leicht war wie ein kleines Mädchen, in den Sattel, saß selbst auf, und dann galoppierten wir den Weg zum Fluß hinunter. Ueber den Strom sollte Senta meine Mutter allein hinübertragen. Aber soviel sie das Tier auch antrieb, es rührte sich nicht von der Stelle. In meiner Not machte ich es wie damals, als ich das Tier erhalten hatte.

Ich legte meine Arme um seinen Hals, zog den Kopf zu mir herab, und redete ihm zu, wie man einem Freund zuredet. Es war, als hätte das Tier meine zärtlichen Worte begriffen, willig warf es sich in den Strom und fing an zu schwimmen. Schon hatte es beinahe das andere Ufer erreicht, da knallte von irgendeiner verborgenen Stelle der Uferböschung ein Schuß. Ich sah, wie Senta am Ufer emporkletterte, wankend wie ein Betrunkener. Das Pferd war verwundet; jeden Augenblick drohte es zusammenzubrechen.

Da hörte ich die Feinde hinter mir. In meiner Not warf ich mich selbst in den Fluß, um schwimmend hinüberzukommen. Aber kaum hatte ich die Mitte des Stromes erreicht, als Schüsse hinter mir knallten. Vor Furcht und Anstrengung drohten meine Kräfte zu versagen. Da rief ich — ich weiß nicht mehr, was ich rief, aber das Tier hatte wohl die Not in meiner Stimme gehört. Es legte die Ohren an, wieherte, nahm alle Kräfte zusammen und sprang noch einmal in den Fluß, um mir entgegenzukommen. Senta kam zur Zeit; ehe meine Kraft völlig versagte, konnte ich mich in den Sattel ziehen, dann schwamm es mit meiner Last auf dem Rücken noch einmal den Weg zurück.

Am Ufer brach es zusammen. Die Kugel hatte den Hals durchschlagen.

Der gute Wein

Eine Keller-Anekdote

Von Fritz Scholl

Gottfried Keller, der große Schweizer Poet, tat einmal eine Seereise, der Abwechslung wegen ruderte er mit einem Bekannten über den Vierwaldstätter See nach Küstnacht und zum „Suufe".

Der Wirt von Küstnacht hatte immer einen guten Wein.

Angekommen banden die zwei ihr Kähnli an einen Pfosten und gingen zum Wirt. Nach einer Weile — einer längeren natürlich — ging der Mond auf und die beiden hinab zum Strand, um ihr Kähnli zu finden und, wenn irgend möglich, auch zu besteigen. Das gelang beides, obzwar ihnen die Gegend fremd vorkam und komisch anzusehen. Sie saßen also im Kähnli und ruderten heimzu. Eine Stunde lang ruderte Keller immerzu und die nächste der Bekannte. So ruderten sie zwei Stunden lang, und dann noch zwei und noch eine halbe Stunde dazu, ohne das gegenüberliegende Ufer erreichen zu können. Mittlerweile war der Mond untergegangen und die Sonne auf, und das veranlaßte den Wirt von Küstnacht, einen Blick zum Fenster hinaaus und auf den See zu werfen —

„Warum tut ihr denn's Kähnli nüt abhänge ihre Herre?" rief er verwundert, denn da unten hingen zwei emsige Ruderer und ein Kähnli noch immer am Pfosten. Der Wirt von Küstnacht hatte nämlich immer einen guten Wein.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 27 — 8. Juli 1934

Die letzten Punkte im Weltmeisterschaftskampf holte sich Dr. Aljechin in Berlin in der 25. und 26. Partie. Ein vielumstrittener und vielkritisierter Kampf hat dam'it sein Ende erreicht. Gewiß die Partien waren nicht immer auf weltmeisterlicher Höhe, aber durchweg waren die Partien mit Spannungen geladen. Aljechin zeigte sich als raffinierter Taktiker, der auch die letzte Möglichkeit aus einer Stellung herausholte. Bogoljubow groß in der Eröffnungsanlage — bewundernswert sein kühner Aufbau in der 24. Partie! — strauchelte oft kurz vor dem Ziel, es hatte den Anschein als ob er seine ganze Kraft für Eröffnung und Mittelspiel aufgebraucht hätte, so daß manche großangelegte Partie, die das Herz des Anfängers und des Meisters höher schlagen ließ, ein Torso bleiben mußte. Desto größer nachher natürlich die Enttäuschung. Und die Gründe dieser Unsicherheit? Offenbar war der sympathische Großmeister körperlich nicht genügend vorbereitet, er hatte nicht das bei einer fünfstündigen Spielzeit erforderliche Stehvermögen. Wir halten es für durchaus möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß Bogoljubow in dem Mitte Juli in Zürich beginnenden sehr stark besetzten internationalen Großmeisterturnier abgerundetere Leistungen zeigen wird.

Damengambit

Weiß: Bogoljubow
Schwarz: Aljechin

1. d2—d4, d7—d5	11. Lc1—f4, a7—a5
2. Sg1—f3, c7—c6	12. Lc4—a2, Dd8—b6
3. c2—c4, d5:c4	13. g2—g4, Lh5—g6
4. e2—e3, Lc8—g4	14. Dd1—e2, Db6—a6
5. Lf1:c4, e7—e6	15. De2—e3, b7—b5
6. Sb1—c3, Sb8—d7	16. Sf3—e5, Sd7:e5
7. h2—h3, Lg4—h5	17. Lf4:e5, b5—b4
8. a2—a3, Sg8—f6	18. Le5:f6, Le7:f6
9. e3—e4, Lf8—e7	19. Sc3—e2?
10. 0—0, 0—0	

(Richtig war hier Sa4 um den Vorstoß c6—c5 nicht zuzulassen, nach dem Textzug kommt Bogoljubow in eine schwierige Lage.)

19. . . . ., b4:a3	24. Dd4—c4!, Da6—b7
20. b2:a3, c6—c5!	25. f2—f3, h7—h5
21. Ta1—c1, c5:d4	26. Dc4—e2, Td8—d4
22. Se2:d4, Lf6:d4	**27. De2—e3, Td4—d7**
23. De3:d4, Tf8—d8	**28. g4:h5,**

(Besser hätte uns sofortiges Tc5 gefallen).

28. . . . ., Lg6:h5	31. La2—c4, Td7—d1+
29. Tc1—c5, Lh5—g6	32. Lc4—f1, Td1:c1
30. Tf1—c1, Ta8—d8	33. Tc5:c1, a5—a4!

(Die nächsten Züge muß Bogoljubow sehr rasch ausführen, da er sehr viel Bedenkzeit verbraucht hat.)

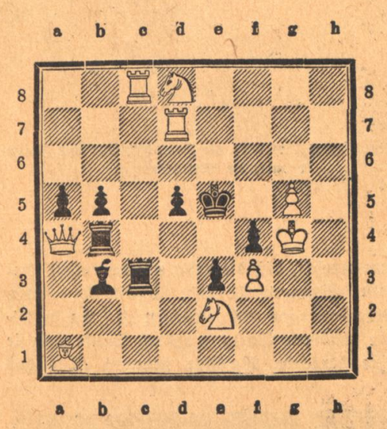
34. Tc4, Td1	38. e5, Le8!
35. Tb4, Dc7	39. Tb6, Dc8
36. f4, Dd8	40. Tb6, Tc1
37. Df2, f5	41. Dd4?

(Der letzte Fehler, besser Tb6) Kh7!

42. Kf2, Dc2+	43. Dd2?, Dc5+
44. De3, Tf1:+ Aufgegeben.	

Die letzte Partie, eine „Königsindische Eröffnung" endete nach 24 Zügen unentschieden.

Problem Nr. 26
Willy May, Mannheim-Waldhof
Zu Ministerialrat H. Kraft gewidmet
Urdruck



Weiß: Kg4, Da4, Tc8, b7; La1, Sd8, e2; Bf3, g5
Schwarz: Ke5, Tb4, c3; Lb3, Ba5, b5, d5, e3, f4 — **Matt in 2 Zügen.**

Lösungen und Briefkasten in der nächsten Folge.

Naturvölker die Erde essen

Tonerde als Heilmittel — Moderne Wissenschaftler äußern sich zur Geophagie

In keinem Teil der Erde ist die seltsame Sucht, Erde zu essen, so verbreitet, wie unter den Naturvölkern, die heute noch im oberen Amazonas- und im Orinoko-Gebiet leben. In der Hauptsache ist es gemeiner Töpferton, den die Indianer in pfundweisen Mengen zu sich nehmen, nicht nur in Zeiten von Hungersnöten, sondern auch dann, wenn genügend Fleisch-, Fisch- und Pflanzennahrung vorhanden ist. Forscher, die sich mit dieser eigenartigen Sitte beschäftigt haben, beobachteten auf ihren Reisen im allgemeinen Abmagerungen der Indianer, die mit großen Bauchanschwellungen verbunden waren, Gelbsucht und tödliche Erkrankungen als Folge übertriebenen Erdessens. Der Stamm der Otomaken im mittleren Orinokogebiet gilt als typisches Beispiel für die Geophagie — so bezeichnet man die Sucht des Erdessens —, bei diesen Indianern wird in Fett gebackener Ton als Leckerspeise angesehen und ausnahmsweise soll die Tonerde keine nachteiligen Wirkungen auf ihren Organismus ausüben. Von den Indianern am Orinoko sagt Koch-Grünberg: „Ein Genußmittel, das Alt und Jung, feingeschabt in Massen zu sich nimmt, ist ein fetter weißer Ton, wahrscheinlich Kaolin, den die Indianer vom Gebirge mitbringen, wenn sie sich von der dortigen Savannen-Insel Steinchen für die Zähnchen ihrer Reibebretter holen." Und Erland Nordenskiöld berichtet, daß die Kinder der Huari-Indianer sehr dicke Bäuche haben, zum Teil ganz unnatürlich aufgequollen, was eine Folge des Erdessens sein soll.

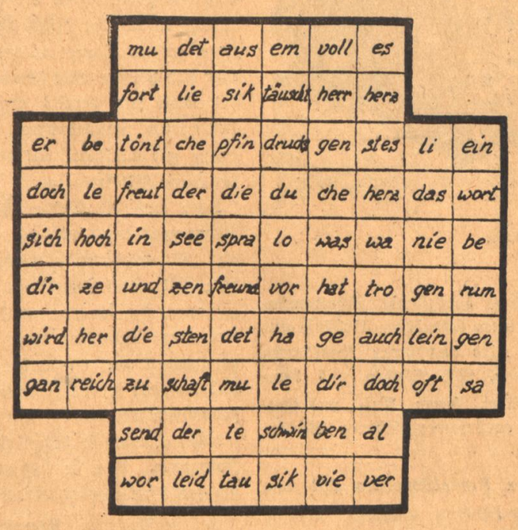
In diesem Erdgenuß muß irgendein Geheimnis verborgen sein. Es scheint mir sehr interessant zu sehen, wie die moderne Medizin über die Geophagie urteilt. Da beim Menschen vielleicht keine Experimente über das Essen von Ton, Sand und Erde vorliegen, suche ich zuerst den bekannten Physiologen für Tierernährung der Landwirtschaftlichen Hochschule Prof. Dr. Mangold auf. Im Tierreich, so führt er aus, spielt die Aufnahme von Erde, Sand und anderen Mineralien eine große Rolle. Bei seiner sehr kalireichen Pflanzennahrung verschafft sich das Wild durch die Salzlecke den nötigen Kochsalzgenuß. Von den sogenannten Auerhahnperlen sind jedem Jäger die Magensteinchen im Muskelmagen des Geflügels bekannt. Aber diese Steinchen dienen nicht als Nahrung, sondern sie sind für den muskelstarken mit einer harten Hornhaut ausgestatteten Magen zum Kauen der im Kropf gequollenen Körner und Holzstückchen erforderlich. Ferner kann jeder im Aquarium beobachten, wie Karpfen Sand aufnehmen, um aus ihm das organisch Verdauliche herauszunehmen. Auch der Regenwurm lebt von den organischen Substanzen der Garten- und Ackererde. Kalkarten und Mineralsalze verfüttern wir experimentell an Tiere, um ihren Mineralbedarf zu decken. In kleineren Mengen werden beim Tier Ton- und Kohlepulver bei Darmerkrankungen verwandt, um Entzündungen entgegenzuwirken und Bakterien unschädlich zu machen. Daß aber die Aufnahme größerer Mengen Tonerde, wie es bei vielen heute noch lebenden Naturvölkern der Fall ist, ernährungsphysiologisch eine Bedeutung hat, kann ich mir nicht denken; im Gegenteil müssen daraus schwere Schädigungen für den Körper resultieren. Durch Gewohnheit läßt sich allerdings vieles ausgleichen."

Nun begebe ich mich zum Augusta-Hospital zu Professor Dr. C. R. Schlayer, der eine Autorität auf dem Gebiet der Verdauungskrankheiten ist, um seine Meinung über den menschlichen Tongenuß in der modernen Therapie kennen zu lernen. Sehr interessant äußert er sich über das Erdessen: „Bei den Naturvölkern kann Erdessen aus der Absicht entstehen, Hunger zu stillen, aber ob dies erreicht wird, ist unwahrscheinlich. Denn Tonerden, die wir Fettleibigen zur Abmagerung gegen Hunger eingegeben haben, führten keineswegs zur Verminderung des Appetits. Das Essen von Erden ist praktisch sehr wirksam beim Menschen gegen gewisse Darmkrankheiten; aber nur in geringen Mengen, nicht pfundweises Essen, wie Indianer es tun. Vielleicht spricht auch eine besondere Beschaffenheit der Erde, ein bestimmter Geschmack oder ein gewisser Mangel an Salzen, der Kinder zuweilen verleitet, den Kalkbewurf von Hauswänden zu essen, beim übertriebenen Erdessen der Naturvölker mit. Zu der weißen Tonerde, die bei uns käuflich ist und auch vielfach bei uns genossen wird, möchte ich sagen, daß sie, wenn sie unvorsichtig in großen Mengen genommen wird, sich im Darm zu Stein verhärtet und eine Operation unerläßlich macht. Das haben wir im Kriege beim Mißbrauch der Tonerde — Bolus alba — immerhin, nicht so ganz selten erlebt. Es wäre sehr erwünscht, wenn die Qualität und die Wirkungen der Erden, die die Indianer essen, genau erforscht würden."

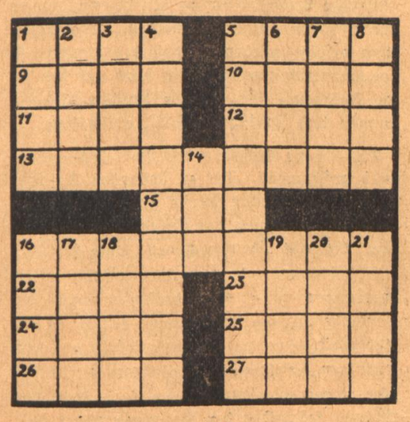
Aus diesen Urteilen zweier hervorragender deutscher Mediziner schließe ich, daß normalerweise Tonerde nicht zu den als nützlich zu bezeichnenden Nahrungsmitteln gehört, aber therapeutisch in der heutigen Medizin unentbehrlich ist. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß eine Verquickung mit den günstigen therapeutischen Wirkungen, die das Einnehmen geringer Tonmengen hat, mindestens zum Teil die Ursache für das übertriebene Erdessen gewisser Naturvölker ist.

Claas Delhaes.

Rätsel-Ecke



Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Nebenfluß der Donau, 5. Griechischer Gott, 9. Bezeichnung für etwas, 10. Ehemalige russische Volksvertretung, 11. Weiblicher Personenname, 12. Nebenfluß der Fulda, 13. Pflanzensetzling, 15. Kopfbedeckung, 16. Lästiger Hausbewohner, 22. Arabischer Stamm, 23. Andere Bezeichnung für Wasserstrudel, 24. Berühmtes Polarschiff, 25. Charaktereigenschaft, 26. Eitler Bursche, 27. Birkengewächs. — Senkrecht: 1. Weiblicher Personenname, 2. Seidenartiges Gewebe, 3. Nährmutter, 4. Hohe Behörde, 5. Nadelholz, 6. Männl. Personenname (Koseform), 7. Bedeutsames Zeichen, 8. Letzte Ruhestätte, 14. Heilbehandlung, 16. Abgeschlossener Meeresteil, 17. wie 22. waagerecht, 18. Element, 19. Destillationsprodukt, 20. Andere Bezeichnung für Bruchstück, 21. Planet.

Auflösungen

Vexierbild: Der Einsiedler befindet sich über der linken Dachseite kopfstehend.

Kreuzworträtsel

a) 1 Hiob, 4 Saar, 7 Reger, 8 Gobi, 10 Rabe, 12 Gut, 13 Rabe, 15 Alma, 17 Lira, 19 Maer, 21 Rio, 22 Snob, 24 Rega, 26 Dekan, 27 Ader, 28 Lage; — b) 1 Hagar, 2 Orb, 3 Beige, 4 Senta, 5 Ara, 6 Riesa, 9 Oranien, 11 Bamberg, 14 Bor, 16 Lea, 17 Lissa, 18 Arber, 19 Moral, 20 Raabe, 23 Ode, 25 Ena.

Der Rechenkünstler

Von Wilhelm von Hebra

Der erste Teil der Vorführung ist beendet. Der Rechenkünstler hat seine beträchtlichen Fähigkeiten in Kopfrechnen gezeigt und damit zuerst Erstaunen hervorgerufen, dann Gleichgültigkeit, schließlich Langweile.

Die Stimmung des Publikums ist einigermaßen gereizt, als der zweite Teil beginnt, den der Rechenkünstler mit den folgenden Worten einleitet:

„Jetzt werde ich eigenartige und lustige Dinge auf dem Gebiet des Rechnens zeigen, wie sie sich im praktischen Leben ereignen können. Ich bitte den Herr, der mir zunächst sitzt, heraufzukommen."

Korbinian sagt zu seinem Nachbarn: „Was wui denn der daherglaffane Jahrmarktsgloiffi", besteigt aber doch das Podium, setzt sich auf einen Stuhl und blickt den Rechenkünstler an, halb neugierigen, halb abweisenden Gesichts.

Der Rechenkünstler sagt:

„Also Sie brauchen einen neuen Hut."

„I brauch koan Huat net."

„Sie sollen ja nur annehmen, daß Sie einen neuen Hut brauchen."

„I ko do net onehma, daß i an neichn Huat brauch, wann i koan net brauch."

„Stellen Sie sich, bitte, vor, daß Sie sich besonders gut herausstaffieren wollen, um einem Mädchen zu gefallen, und daß Sie sich zu diesem Zweck einen neuen Hut kaufen, ob Sie ihn gerade brauchen oder nicht."

„I wui koan Madl net gfalln. Diese jungen Weiba san ma zbleed."

„Dann sagen wir also, daß Sie einer reifen Frau gefallen wollen."

„Dene gefall i sowieso, da brauch i koan neichn Huat net dazua.

„Sagen wir also, daß Sie nach München fahren, um Verwandte zu besuchen, und daß Sie dort besonders nobel auftreten wollen."

„Fier Minka waar vielleicht so was meegli. I hab ma aba grad vor ana Wochn an neichn Huat kaft. Den hab i no gaar net aufghabt. Der is no im Papiersackl drin, pfeigrad wia i 'ihn in Vordastoißnwald kaft hab. Da wer i ma do koan neichn Huat net kafa. I bi do koa Viech net."

„Stellen Sie sich vor, daß Sie sich diesen Hut noch nicht gekauft haben, und daß Sie sich jetzt einen für München kaufen wollen."

Korbians Stirnader schwillt an.

„Tans mi fei ja net dablecka! Oda moanans vielleicht, daß i ma zweng eahn allawei wieda was andas vorstöi, was ehana Sie mit eahnan saudummen Schädl zsammdenken?"

„Ich bitte Sie, guter Mann . . ."

„I bi koa guta Mo net, wann man oana koa Ruah net laßt."

„Korbians Stirnader schwillt stärker an.

Im Publikum werden Stimmen laut.

„Dees is dei Sach und geht eahm nix o."

„Laß da nix dreiredn, Korbian, obsd an Huat brauchst oda net."

„Recht hast, daß die net an da Nasn umanandaführn laßt vo dem zuagroaßtn Bahzi."

„Vom Hut wollen wir nicht mehr reden. Nehmen wir an, daß Sie mit mir in ein Geschäft gehen, um sich eine neue Lederhose zu kaufen."

Korbians Stirnader schwillt noch stärker an.

„Da brauch i eahna dazua, pfeigrad eahna, zum Ledahosn kafa!"

„Aber ich meine doch eine Lederhose, wie sie auf dem Lande noch unbekannt ist, von der allerneuesten norwegischen Art, aus dreimal gegerbtem Renntierleder."

„I soi ma ra Renntierledahosn kafa, wo bei uns da greeßte Depp woaß, daß a boarische Hosn nuar aus a ra Gams- oda Hirschdeckn sei derf?"

Korbians Stirnader ist dem Platzen nahe. Er geht auf den Rechenkünstler zu, hebt die rechte Hand . . .

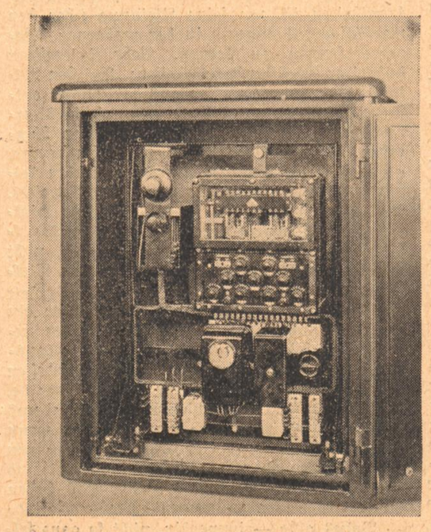
Da springt der Rechenkünstler durch ein Fenster ins Freie und ward nicht mehr gesehen.

Seit diesem Abend steht Hinterstoißenmoos auf der schwarzen Liste der Artisten.

Autos regeln den Verkehr

Die Versuche automatischer Verkehrsregelung / Von Eckart Klein

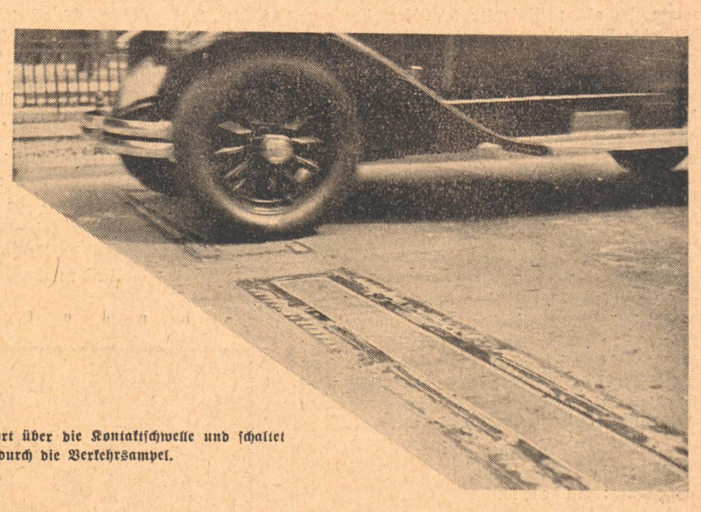
Die außerordentliche Zunahme des Kraftwagenverkehrs in den Nachkriegsjahren hat das vorher kaum gekannte Problem der Verkehrsregelung akut werden lassen. Die verschiedenen ergriffenen Maßnahmen kann man in drei Arten einteilen: In manuelle, d. h. durch Armbewegungen von Verkehrspolizisten gegebene, in mechanisch betätigte und in elektrisch betriebene Signale. Die einfachste Regelung ist diejenige durch Armbewegungen der Verkehrsposten. Zu deren Entlastung hat man mechanisch betätigte Signalscheiben eingeführt, während die bekannten, in drei Farben aufleuchtenden Verkehrsampeln aus der Ferne bzw. selbsttätig geschaltet werden können und somit keinen Bedienungsmann mehr benötigen. Man ist dann dazu übergegangen, die Verkehrsampeln ganzer Straßenzüge untereinander zu verbinden und nach einem bestimmten System alle gleichzeitig zu schalten, wobei meistens abwechselnd ein Signal freie Fahrt gibt und das nächste Halt gebietet. Die Schaltzeit richtet sich hierbei nach der jeweils ermittelten mittleren Verkehrsdichte der betreffenden Haupt- und der auf sie mündenden Nebenstraße.



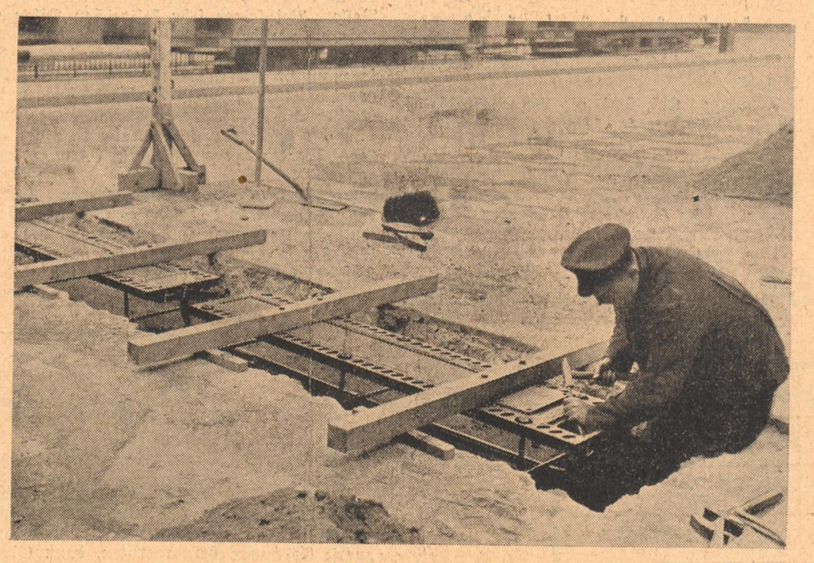
Schaltmechanismus der automatischen Verkehrsampel.

Diesem, u. a. auch im Berliner Zentrum angewandten System haftet naturgemäß eine gewisse Starrheit an, da manchmal Fahrzeuge an einer Ecke zum Halten gezwungen werden, obwohl in der Querrichtung gerade überhaupt kein Verkehr herrscht. Es nimmt daher nicht wunder, wenn der Kraftfahrer derartig automatisch verkehrsgeregelte Straßenzüge möglichst meidet und statt dessen Nebenstraßen benutzt, in denen er wesentlich schneller vorwärts kommt. Hieraus erklärt sich auch die teilweise erhebliche Verkehrsabnahme in derartigen Hauptstraßen.

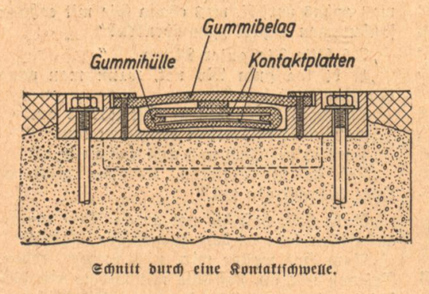
In Würdigung der Nachteile der bisherigen Lichtsignale wurde von der Firma Siemens & Halske eine neuartige Auslösungsvorrichtung für Verkehrsampeln konstruiert und vor kurzem in der Bismarckstraße zu Berlin-Charlottenburg erstmalig eingebaut. Dieselbe stellt einen außerordentlichen Fortschritt in der Verkehrsregelung dar, da ihr nichts Mechanisches oder Schematisches mehr anhaftet. Die Schaltung erfolgt vollautomatisch und dem jeweiligen Verkehr entsprechend. Kein Fahrzeug braucht mehr vor einer Straßenkreuzung länger zu warten, als evtl. vor ihm aus der Querstraße kommende Fuhrwerke oder Autos zu ihrer Ueberquerung benötigen. Diese individuelle Schaltung der Ampel wird nämlich durch die sich der Straßenkreuzung nähernden Fahrzeuge selbst ausgelöst!



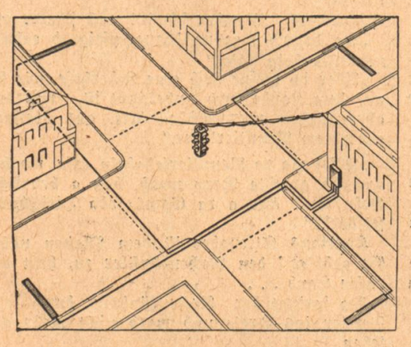
Ein Wagen fährt über die Kontaktschwelle und schaltet dadurch die Verkehrsampel.



Einbau einer Kontaktschwelle in die Fahrbahn.



Schnitt durch eine Kontaktschwelle.



Straßenkreuzung mit Kontaktschwellen und Signalampel.

Wie ist es nun möglich, daß ein Wagen auch gleichzeitig „sein eigener Verkehrsschupo" sein kann? — Etwa 30 Meter vor der Straßenkreuzung sind auf der rechten Straßenseite jeweils Kontaktschwellen in die Fahrbahn eingelassen. Jedes darüber fahrende Gefährt drückt die betr. Schwelle etwas herunter und löst damit einen mit der Ampel in Verbindung stehenden Kontakt aus. Es ist genau wie in einer Telefonzelle, bei deren Betreten wir selbst einen unter dem Boden angebrachten Schaltkontakt durch unser Eigengewicht betätigen.

Mit einer einfachen Kontaktauslösung wäre es aber hier nicht getan, da der Verkehr in den sich kreuzenden Straßen ständig wechselt und auch eine gewisse gegenseitige Rücksicht erfordert. Sodann darf es nicht vorkommen, daß jedes Fahrzeug einfach die Querstraße für eine bestimmte Zeit sperrt, denn sonst würde deren Verkehr währenddessen unterbunden. Ferner könnte der Fall eintreten, daß zwei Fahrzeuge die vor der Kreuzung angebrachten Kontakte gleichzeitig berühren, so daß sie entweder beide angehalten werden oder zugleich die Kreuzung erreichen, ganz abgesehen von den bei starkem Verkehrsandrang möglichen Verwicklungen und Stockungen.

Durch eine sinnreiche Konstruktion wurde nun erreicht, daß die neue, mit normalen Ampeln zusammenarbeitende Schaltanlage allen Anforderungen voll gewachsen ist. Da sie keiner ständigen Wartung bedarf, könnte man sie eine denkende Maschine nennen! Der das Gehirn der Anlage darstellende Schaltmechanismus ist in einem besonderen Gehäuse untergebracht und wird aus einer Anordnung von Glimmlampen, Widerständen und Kondensatoren gebildet, deren Auf- und Entladung die Dauer der verschiedenen Lichtsignale regelt.

Die erwähnten Kontaktschwellen sind von mehreren Gummischichten umgeben, um sie Witterungseinflüssen zu entziehen. Sie bestehen aus zwei nahe übereinander befindlichen, in einem Metallkasten untergebrachten Stahlkontakten, die ebenfalls in einer allseitig geschlossenen Gummihülle eingebettet sind. Durch das Gewicht darüber fahrender Wagen werden die beiden Kontaktfedern aufeinander gedrückt und der Schaltstrom ausgelöst. Der abgebildete Schnitt durch eine solche Kontaktschwelle erläutert dies.

Wie ist nun die Wirkungsweise der fahrzeuggesteuerten, d. h. durch die Fahrzeuge ausgelösten Signaleinrichtung? Wir sehen eine Straßenkreuzung mit der schematischen Anordnung der vier Kontaktschwellen, der Ampel und dem Schaltkasten. Grundsätzlich ändert sich die Lichtfarbe der Ampel in der bekannten Reihenfolge Grün, Gelb, Rot, Gelb etc. automatisch in jedem beliebigen, einmal eingestellten Wechsel. Fährt nun ein Fahrzeug bei grünem Licht über die Schwelle, dann wird hierdurch keine Aenderung bewirkt, sondern nur dafür gesorgt, daß eine der Fahrgeschwindigkeit entsprechende Zeit weiterhin grünes Licht bleibt, selbst wenn an sich ein Signalwechsel unmittelbar bevorsteht. Leuchtet die Ampel dagegen bei der Annäherung rot, obwohl gar kein Wagen in der Nähe ist, so schaltet sie sich beim Ueberfahren des Kontaktes sofort auf gelb, um beim Erreichen der Kreuzung auf grün überzugehen. Das Fahrzeug kann also seine Fahrt ungehindert fortsetzen. Nähern sich zwei Wagen gleichzeitig, dann erhalten sie nacheinander freie Fahrt. An der Kreuzung einer Hauptstraße mit einer verkehrsschwachen Nebenstraße ist im allgemeinen die Hauptstraße freigegeben. Nähert sich jedoch ein Fahrzeug in der Querstraße, so bekommt es bei der ersten Lücke im Verkehrsstrom grünes Signal und wenn ein Querverkehr für längere Zeit überhaupt nicht stattfindet, wird, wie bereits erwähnt, nach einer bestimmten (einstellbaren) Zeit die Querstraße mit Rücksicht auf die Fußgänger doch für kurze Zeit freigegeben!

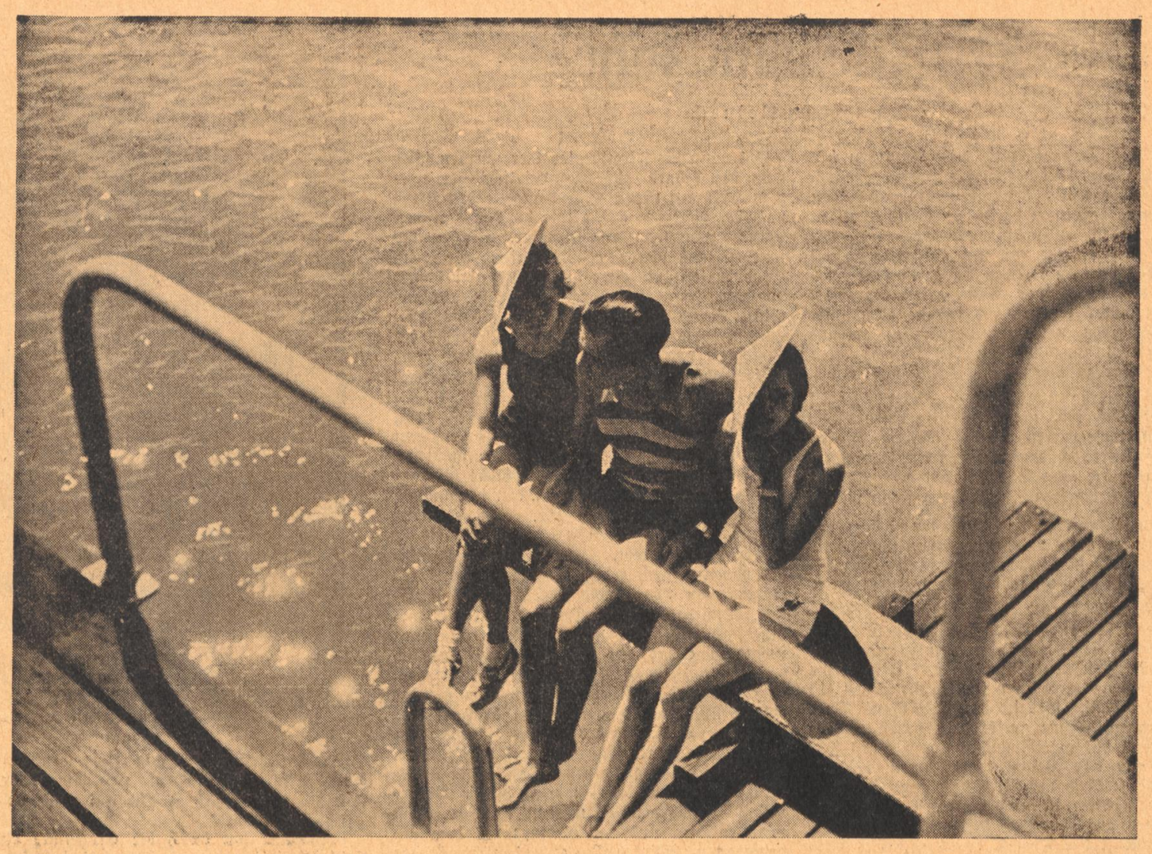
Aber auch die Geschwindigkeit eines jeden Fahrzeuges wird von der Anlage berücksichtigt. Schnellfahrende Autos geben nur kürzere Zeit „Frei Fahrt" als langsame Pferdegespanne, die länger zur Ueberquerung der Kreuzung benötigen, denn schnelle Gefährte verursachen nur einen kurzen Stromimpuls und langsam fahrende einen längeren. Straßenbahnen werden, der Verkehrsordnung entsprechend, genau so behandelt wie die anderen Fahrzeuge. Für sie sind am Fahrdraht besondere Kontaktgeber vorgesehen.

Bei verschobenen Kreuzungen, Sternkreuzungen, Straßengabelungen, T-Kreuzungen usw. verwendet man an Stelle der über der Straßenmitte hängenden vierseitigen Ampel einseitige Leuchten, die an den Einmündungen der Straßen aufgestellt werden. Die Schaltung erfolgt wieder so, daß der Verkehr in der Hauptrichtung bevorzugt wird und daß sich die Fahrzeuge für seltener benützte Abzweigungen ihre Freisignale selbst einschalten.

Das neue System der Verkehrsregelung wird anscheinend allen zu stellenden Anforderungen gerecht und dürfte zur Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs viel beitragen. Es paßt sich überall vollständig der Verkehrsdichte an und vermeidet unnütze Verzögerungen und Verkehrsstockungen. Bei wenig befahrenen Kreuzungen erhöht es die Sicherheit, ohne die Geschwindigkeit zu beeinträchtigen, ankommende Fahrzeuge werden nämlich nur angehalten, wenn ein in der Querrichtung fahrendes der Kreuzung näher ist.

Der Kajakmann

Von Hans Leip



Bei Schulau, vor der grünen Marsch, wird ein kleiner Baggerhafen gebaut, und gegen den Strom ist dort eine künstliche Düne aufgeschüttet. Es gibt an der ganzen Niederelbe keinen herrlicheren Badeplatz. Eines Spätnachmittags nun, als der Wind aus der Rissener Heide kam und atemwarm nach blühendem Ginster roch, saßen dort drei Mädchen mitten auf dem reinlichen Sandhügel. Sie hatten sich mit Maßen im Flutwasser gebadet, und von der spätkräftigen Sonne wieder getrocknet, lehnten sie sich glücklich, im Innersten befreundet aneinander und priesen leise das einsame Land im Rücken und die belebte Fahrrinne der Welt vor sich, die über der Kimm ihnen sehnsuchtsweit und uferlos schon das Meer zu sein dünkte. Sie spielten auch das Rätselspiel: Wer heiratet zuerst? mit kleinen Strandsteinen, und die jüngste gewann.

Während des begann der Strom zu kentern, und von Hamburg und Blankenese herab zogen die sonnabendlichen Boote, die Ebbe benutzend, Segler und Paddler, die ihr Wochenende zwischen Himmel, Wasser und Strandidyll zu verbringen pflegen. Sie fuhren nahe unter Land, wenigstens die kleinen, und, noch eben entzückt von den Formen eines riesigen Ueberseedampfers, empfanden die drei Mädchen das nahende Kleingewimmel wie einen lästigen Mückenschwarm. Sie beschlossen darum einmütig, den wunderschönen Wiesenweg nach Wedel und an die Bahn zurückzupilgern. Gerade waren sie aufgestanden, um den zarten, mattfarbenen Haufen ihrer abgeworfenen Kleidungsstücke zu entwirren, und die älteste hatte begonnen, das gemeinsame Laken aufzurollen, als ein knirschendes Geräusch vom Ende der Düne sie dorthin blicken ließ. Die Spitze eines Bootes erhob sich da unten — übernatürlich in die klare Luft, schob sich näher und vollendete sich zu einem ganzen Boot, das wie ein Luftschiff über die Düne hinwegzugleiten die Absicht zu hegen schien. Es nahm geradewegs Richtung auf die drei Mädchen, so daß diese, trotzdem sie aufgeklärt und nicht von gestern waren, wirklich erschraken und schon an Flucht dachten, als die älteste, weil sie auch die größte war — plötzlich laut lachte, worauf bald die anderen beiden es ebenfalls sahen, daß nämlich das Boot, ein Kajak, auf der Schulter eines Mannes schwebte. Es war ein junger Mann, und nicht lange, da stand er in ganzer Gestalt in geringer Entfernung vor ihnen. Er bot einen guten Abend, seinen Kajak noch immer auf der Achsel. Eine Medaille schmückte seinen leichten weißen Anzug, und die drei Mädchen sahen es. Der junge Mann lächelte und bat um die Erlaubnis, an diesem Ort seinen Rastplatz aufschlagen zu dürfen. Die jungen Mädchen beeilten sich zu betonen, daß diese Erlaubnis weder von ihnen abhängig, noch wohl überhaupt nötig sei, worauf der Jüngling sein Kajak zu Boden stellte und dem Bauche desselben allerhand zu entnehmen begann, Gestänge, Decken, Segeltuch, einen Kochkessel, Konservenbüchsen, eine Flagge und so weiter. Er redete dabei, den Blick ab und an auf die Mädchen richtend, sie sollten sich nicht stören lassen, im Gegenteil werde es ihn freuen, Gesellschaft zu haben und zumal solche, und ob sie das Naturleben auch schätzten, was wohl keiner Frage bedürfe. Die drei Mädchen, nachdem die älteste, zuerst antwortend, das Eis der Fremdheit gebrochen hatte, waren bald eifrig beschäftigt, beim Bau des Zeltes und dem Errichten der Kochstelle behilflich zu sein. Ja, es waren fast zu viele Hände, und die empfindsamste unter ihnen, obwohl am stämmigsten gewachsen, sah nach kurzer Zeit einem ihr entrissenen Zeltpflock gekränkt nach, stand eine Weile untätig, ohne daß dies jemand rührte, und zog sich dann an. Mit den Tränen kämpfend ging sie davon. Wohl riefen ihr die andern nach, aber der Kajakmann wagte zu bemerken, ohne daß ihm ins Wort gefallen wurde, drei, das sei ein bißchen reichlich für einen.

Als nun alles aufgebaut war, und die älteste auch die Haferflocken bereitet hatte, beobachtete sie, wie die jüngste, immer stiller, und nicht ohne Haß ihrer Geschäftigkeit zusah. Sie bedachte, das Zelt, wenn man so etwas schon in Betracht ziehen kann, reicht höchstens für zwei. Und da sie anderweitig befreundet war, verabschiedete sie sich unter dem brauchbaren Vorwande, ihr sei soeben eine Einladung für heute abend eingefallen, und der Gute warte nicht gerne.

Der Kajakmann wickelte seine bloßen, braunen und haarigen Gliedmaßen in eine Decke, qualmte eine Pfeife Tabak ins Abendrot und berichtete von den Wettfahrten, die er gewonnen habe. Die jüngste genoß eine Weile den Triumph der Alleinherrschaft. Sie hatte sich, als die älteste ging, anstandshalber auch mit angezogen, welches Scheinmanöver auf den Kajakmann nicht ohne Wirkung geblieben war. Er begann sie verliebt anzuschielen, wurde sentimentaler, dankte Gott, daß die andern beiden weg seien und schlug vor, das Zelt der Nacht aufzusuchen. „Wie ist es", entgegnete die jüngste ihm, „haben Sie einen Beruf inne, der Sie ernährt?" Sie wartete, verlegen werdend, eine Antwort nicht ab, sondern fügte hinzu, sie könne sich selber ganz gut erhalten mit Klavierspiel, Schreibmaschine, häuslichen Arbeiten und dergleichen. Der Kajakmann schwieg noch immer verdutzt. Es war unbehaglich und romantisch zugleich. „Hören Sie", erklang ihr Seufzer, „sind die Wellen nicht wie Hochzeitsmorgen?" — „Ich bitte Sie", antwortete endlich der Mann, „erstens ist es Abend und zweitens raschelt das olle Wasser wie gewöhnlich, das ist alles."

„Richtig!" lächelte sie, „es raschelt gläsern, als ob man Scherben vom Polterabend zusammenfegt." „Ha!" warf er sich in die Brust, daß sein Ehrenzeichen klirrte, und packte den Arm des jungen Mädchens. „Ich nahm an, Sie liebten das Naturleben!" Jedoch sie entriß sich ihm. Sie gedachte der durch diesen Kajaklöwen zerstörten Freundschaft, und daß es dunkel wurde in der Marsch und daß es lächerlich sei, auf ein Rätselspiel das allergeringste zu vertrauen! Somit stülpte sie den Hut auf, nahm ihr Badebündel und ging ebenfalls davon.

Irrkraut

Von Hermann Eris Busse

Ich kam einst in mein Dorf, es ist ein Schwarzwalddorf. Und sah die schöne Anna Kast, als sie vorüberwehte wie ein Geist. Warum ist die Anna Kast so scheu, warum weicht sie den Leuten aus, vorab dem Mannsvolk? Ja, höre, eine seltsame Geschichte. Im Dorfe kennen sie sie alle, doch niemand spricht darüber. Ein Zauber ist in Anna Kast gekommen, ganz alter Zauber, hätte nimmermehr gedacht, daß der noch lebt, weil schon die Urgroßmutter hinterm Webstuhl berichtet hat, früher sei am Aberglauben manche arme Seel zuschanden geworden.

So hört. Es hat das Maidle einen Jäger kennen gelernt auf dem Hammeltanz an Pfingsten. Der ist ganz keck wie hergezaubert dagestanden mittem auf dem Tanzboden mit seinem grünen Hütel und seinem grünen Kittel. Die Mädchen haben große Augen zu ihm hingemacht; denn seine weißen Zähne zeigte er beim Lachen und zwinkerte mit dem linken Aug, daß es den Jungfern ganz anders wurde. Die Burschen schauten bald zornig hin und her, jeder machte sich darauf gefaßt, dem Hergeloffenen die Laune zu verderben, falls er eines der Mädels zum Tanze holen sollte.

Als die Musik den Oberländer spielte, und jeder rasch nach seiner Tänzerin langte, da warf der Grüne seinen Hut mit spitzem Juchzen in die Höh, und feuerrote Locken quollen ihm über die Stirn, so feuerrot, daß alle, die es sahen, einen Schrecken bekamen. Und auf die Hochmütigste im Ort ging er dann zu, grad wie ein Gockel, der sich spreizt, es war die Anna Kast, der bisher noch kein Freier recht gewesen. Geht auf die schöne Anna Kast zu und holt sie zum Tanz. Sie nickte, tat ganz einig mit dem Jäger, sie lachte wie sonst nie und schwang die Röcke wie nie. Und wer bei diesem Tanz zuschaute, der fand, daß sie wohl das feinste Paar im Reihen waren, doch auch, so wollte es allen scheinen, das frechste.

Was ist denn in die Anna gefahren? fragten die Mädchen. Was ist das für ein fremder Fuchs? so raunten bös die Burschen.

Der Fuchs verstand indes zu feiern, so gut wie er das Tanzbein schwang. Und mit dem blanken Lachen und mit dem knitzen Zwinkern, ja mit den leuchtenden Locken, da kirrte er sie sich mit Witz und Wein. Er zahlte den Burschen die Liter und schenkte den Mädchen vom Krämerstand am Festplatz Zuckerzeug und Krallen (Ketten aus Glasperlen). Die Anna blieb ihm zur Seite, hatte sich selber ganz vergessen vor lauter heißer Lieb zu ihm. Er nahm sie um die Hüfte, er spielte mit den Bändern an ihren dunklen Zöpfen, preßte sie an sich, wenn sie tanzten, der Atem blieb ihr fast darüber stehen. Und all ihr Hochmut war dahin. Doch auch die anderen Pärlein stellten sich nicht kühl, sie sahen die Flamme in dem Reigen tanzen und ach, so wild der Grünrock seine Locken schwang, so keck wurde der Mut der scheuesten Burschen. Es hat sich bald gezeigt, die Mädchen mußten's tragen, wie toll die Pfingsten mit dem Grünen war.

Hört weiter! Um Mitternacht entwich der Grüne aus dem Reigen. Wollte es heimlich tun, doch Anna, wie von Sinnen, wollte ihn halten, wissen, woher er kam, wissen, wohin er ging und ob er wiederkehre und wann und wie. Er lachte auf, brannte noch einen Kuß auf ihre heißen Lippen und rief, er müsse heim. Die Anna blieb ratlos erst zurück, dann aber braust's ihr auf im Blut, und jäh rannte sie ihm nach, niemand konnte sie halten.

Sie rennt und rennt durch Hurst und Dorn dem nahen Walde zu. Die Sterne über ihr funkeln fast blendend. Die Nacht ist lau und ohne Wind. Der schwarze Wald schweigt wie das Grab. Ganz weit im Tiefen drinn hupt eine Eule, oder ist's der fremde Mann, der ruft? Ann eilt ihm nach. Der Eulenschrei wird ferner und wird dann ganz vom Tiefen eingeschluckt. Er wiederholt sich nicht mehr. Ann ist nun auch im Tiefen, dünkt es sie, wo weder Weg noch Steg mehr geht. Die Sterne und der Mond sind im Erlöschen. Ann lauscht; doch was sie hört ist nur ihr eigen Herz, das pocht. Die Ann steht still.

Da — — unter ihrem linken Schuh brennt sie's auf einmal wie Feuer. Die Sohle brennt, als trete sie mit wunder Haut in Pfeffer oder gar auf glühend Eisen. Sie stöhnt vor Schmerz, doch sie kann den Fuß nicht heben, er ist so steif und so schwer. Sie hat zuviel getanzt. Der Schuh hat wohl ein Loch. Sie schlägt das Kreuz, da wird der Fuß gelöst, und sie eilt fort.

Die Nacht verweht. Sie irrt, hat keine Ruh, die schöne Ann. Der Wald ist ihr so fremd. Der Morgen kommt so grau, und vor den großen Vögeln, die plötzlich aus den Bäumen huschen, den Auerhähnen, fürchtet sie sich so sehr.

Sie irrt und irrt bis in den Mittag. Keine Geißel knallt, kein Pferd wiehert und keine Axt tönt gegen einen Stamm. Sie irrt, ihr scheint's im Kreise, und schließlich fällt ihr ein — das Irrkraut, das Irrkraut!

Irrkraut wächst im Wald.

Das Irrkraut brannte ihr die Sohle wund, als sie es niedertrat, und niemals würde sie nach Hause finden, es sei denn, eine Liebe suche sie. Der Rote hatte diese Liebe nicht. Um eine andere hatte sie nie gewußt. Jedoch es lebt ein Knecht in ihres Vaters Hof, der hat es nie gewagt, sie offen anzuschauen, doch sie zu lieben im Geheimsten das konnte er nicht lassen. Der sah sie in der Nacht im Bann des Fremden glühen, und sah sie auch mit ihm sich abseits wenden. Als sie nicht da war morgens, und die alten Bauern besorgt in ihrer Arbeit auf der Matte oft innehielten, um den Boten vom Hof mit Nachricht zu erspähen oder gar sie selber, da bot der Knecht sich an, sie zu suchen. Er zeigte an den Wald hinüber, der schon lange verrufen war, weil es darin umgehen sollte, ja Irrkraut wüchse drinnen. Der Alte nickte nur mit runden trockenen Augen. „So geh mit Gott," kam's aus dem dürren Mund der Mutter.

Er lief und lief. Rief Ann, Anna, Anneli und Liebste.

Das Echo äffte ihn, daß ihm speiübel ward vor Angst und Wut. Und schließlich, fernher schlug die Turmuhr eins, er war ganz tief im Walde, eins im Mittag, die Stille ließ die Töne in die Dichte klingen, da fand er sie, die Ann, das Haar zerzaust, die Schuhe ganz zerrissen zu Füßen eines Baumes, halb von Sinnen.

Sie ging dann willig mit, scheu und verstört. Er sagt: „Es ist nicht weit, Ann. Bist auf Irrkraut treten? Fast dünkt's mich so."

Sie nickt und schaut ihn sinnend an, und er wird rot und sieht beiseite.

So nimmt den Josef jetzt zum Mann, den armen, glücklichen, denn die, die er endlich kriegt, das ist die Ann nicht mehr, die mit dem Grünen lachte. Wer Irrkraut tritt, der wird nur wieder froh, wenn Lieb zu Liebe kommt. Und hier kam Lieb zum Leide.

220 Filme im Jahr

Von Karlheinz Reineck.

Daß der Zustand und das Aussehen der Filmwirtschaft — die jetzt die zweite Produktionsperiode unter der nationalsozialistischen Regierung begonnen hat — durchaus nicht den Erwartungen entspricht, die man nach der wegweisenden Rede von Dr. Goebbels zu Beginn des vorigen Jahres hegte, ist eine Tatsache, die von keiner Seite geleugnet wird. Die Gemüter erhitzen sich daran; man sucht nach Gründen, vermutet, verdächtigt, erkennt auch vieles ohne indessen die Ursache allen Uebels klar zu legen.

Der Unterhaltungsfilm — dieser Begriff umfaßt alles, was nicht eindeutig belehrenden oder Reklamezwecken dient — befindet sich in einer kulturellen, künstlerischen und finanziellen Krise, die eine Dreieinigkeit darstellt und nicht nur permanent ist, sondern stetig wächst.

Fininziell entspricht sie der aller riesigen kapitalistischen Gebäude, deren Bestandesberechtigung einer neuen Lebensanschauung angezweifelt und in den Grundfesten erschüttert wird.

Künstlerisch könnte sie, wie vielfach behauptet, die Uebergangserscheinung zu einer neuen Filmform sein. Eine Strukturwandlung also, ein Zeichen dafür, daß der Film seine wesenseigene Erfassung findet. Aber das ist nicht der Fall. Bereits 1929 hat René Clair angefangen, Filme zu drehen, deren Gesetze die Form des zweidimensionalen Filmes festlegen für alle Zeiten, und deren oberster Grundsatz: Erst das Bild und dann der Ton allgemeingültig ist und bleibt. Und während sich alles auf den Ton stürzte, die neue Errungenschaft der Technik pries und das Bild nur noch als schmückendes Beiwerk benutzte, schufen Chaplin und die Russen Stummfilme, deren künstlerische Maßstäbe gültig sind für das Wesen aller Filme.

Und kulturell? Das heißt inhaltsmäßig — hier hat die Krise ihren Ursprung in der großen Lebenslüge, die die Traumfabrik dem Volke vorgegaukelt hat und dadurch die Wirklichkeit des Daseins noch kantiger machte und erbitterter empfinden ließ, als das ohnehin der Fall war. Aber jahrelang hat es gedauert, bis man die Hohlheit des Inhalts erkennen wollte, und nur langsam mehrten sich die Stimmen, die von einer geistigen Gefahr sprachen und darauf hinwiesen, daß der süßlich-fade, verlogene Kitsch und das immer wiederkehrende Kliché dem Bedürfnis einer nicht unbeträchtlichen Schicht des Kleinbürgertums entgegenkam, das in seiner Indifferenz geistige Anstrengungen nicht liebte und nicht liebt! Dieser kinoerfüllte Teil der Masse war der Rentabilitätsfaktor der Produzenten und Verleiher. Dem Wunsch einer Niveauhebung stand die Industrie in ihrer unüberwindlichen Mächtigkeit gegenüber, der die Sicherung des investierten Kapitals wichtiger war als „Experimente". Warum aber waren Filme mit gutem Inhalt — sei er ernst oder heiter — „Experimente", für die Geld so gut wie nicht zu haben war? Weil der Film Industrie wurde, ehe alle an ihm Schaffenden die künstlerische und kulturelle Generallinie gefunden hatten. Weil man die Bequemlichkeit der Menge kannte und, um das Geld sicher anzulegen, die Inhalte so anrichtete, daß sie leicht verdaut werden konnten. In diesem Zustand erstarrte der Produktionsapparat, weil er sich orientierte, und wir wurden die Erben der von Amerika als Ideal propagierten Mittelmäßigkeit. In der Kunst aber — und der Film ist trotz allem eine Kunst — ist Mittelmäßigkeit schlimmer als etwas Verfehltes oder Schlechtes, denn sie bleibt, während man das Verfehlte verbessern und das Schlechte ausmerzen kann.

Als dann die Filmtheater leer wurden, schob man die Schuld auf die Wirtschaftskrise — zum Teil mit Recht — und machte den Kitsch noch bombastischer auf, zeigte die verfänglichen Situationen noch unverhüllter. Die Kinos wurden noch leerer, aber, während die einen Produzenten mit aller Bombastik nichts ausrichteten, konnten andere mit ebensolchen, um keinen Heller besseren Filmen verhältnismäßig gute Erfolge melden. Hier lag scheinbar ein Zwiespalt vor. Aber die Ursache liegt ganz einfach. Die Produktion ist zu groß geworden! Das ist der Grund für die ganze Krise in der Filmwirtschaft! Man bedenke doch nur, daß allein in Deutschland ein Jahresverbrauch von annähernd 220 Filmen besteht. Von diesen 220 haben zumindest 200 das gleiche Thema! Ein, zwei oder drei Paare in den aktenmäßig festgelegten Situationen mit dem üblichen Schluß. Ueber die Hälfte der Filme wird in Deutschland gedreht. Unsere Drehbuchschreiber haben also in jedem Jahr mindestens 120 Variationen über dasselbe Thema anzufertigen. Daß da der Geist hinter der Technik herhinkt, dürfte niemand verwundern. Nun rechne man das auf die Weltfilmproduktion, um, bei der dieselben Verhältnisse bestehen, und man wird noch bewundern müssen, daß die Filme überhaupt einen Inhalt besitzen! Der ungeheure Verschleiß des Geistes und die mangelnde Erkenntnis, daß man auf dem falschen Wege ist, hat dazu geführt, daß völlig unfilmische Bühnenstücke — wie z. B. die Pirandellos — umgewandelt werden, d. h. der Geist wird entfernt und das Gerippe mit dem abgetragenen Mäntelchen aus der bewährten Kollektion umhängt. Dann muß die Gabro her, die Helm oder die Schneider — und fertig ist der Film. „Eine gelungene Unterhaltung", „eine anspruchslose, aber nette und charmante Angelegenheit" schreibt die Presse. Und die, die gerade einige Filme ausgelassen haben, gehen hinein und zufrieden wieder heraus. Draußen bleiben nur die, denen das Geld für das Theater zu viel und das fürs Kino zu schade ist. Das ist höchstens die Hälfte aller Kinobesucher. Vielleicht auch nur, und das ist sogar wahrscheinlicher, ein Drittel. Und dieses Drittel geht zu den Filmen, die einen Inhalt besitzen und die man in jedem Jahr an den Fingern abzählen kann. Die Zahl dieser Filme aber, d. h. ihr Verhältnis zu der mittelmäßigen und unterdurchschnittlichen Masse ist, ähnlich wie bei den Theaterstücken und Büchern, in jedem Jahr gleich. Daraus folgt, daß, um der Krise in ihrer Gesamtheit zu begegnen, zunächst eine radikale Produktionseinschränkung vorgenommen werden müßte! Bei einem zweimaligen wöchentlichen Wechsel der mittleren und kleinen Kinos wären dazu 104 Filme im Jahr notwendig. Also weniger als die Hälfte der eigenen und importierten Filme. Wir müßten also im Jahr 80—85 Filme herstellen.

Der Staat hat durch die Einsetzung eines Reichsfilmdramaturgen schon einen Schritt nach vorwärts getan, das muß unbedingt zugegeben werden. Aber die staatliche Ueberwachung der Manuskripte nützt nichts, ohne die Produktionseinschränkung! Man kann unmöglich 200 gute und wertvolle Ideen im Jahr verlangen. 80 gute Filme aber, gut im Inhalt und in der Form, können in Deutschland sehr wohl jährlich hergestellt werden. Wenn es nur gelänge, die Dichter und Schriftsteller heranzuziehen, die abseits stehen, weil sie ihre Werke nicht verschandelt wissen wollen.

Die schmerzliche Schlußfolgerung daraus zu ziehen, fällt einem schwer, aber es muß gesagt werden: die Krise des Unterhaltungsfilmes wird für lange Zeit permanent bleiben. Die neuen Produktionsprogramme beweisen das. Man wird vielleicht zwanzig gute Filme herstellen in diesem Jahr, oder auch vierzig. Neben diesen aber werden zweihundert andere laufen, zweihundert, die dem „Bedürfnis der Menge" entsprechen. Und die „bewährten" Drehbuchfabrikanten werden dafür sorgen, daß ja keine geistige Untertiefe darin enthalten ist. Der Weg zur Wende der Filmkunst ist mit Steinen aller Größen gepflastert und das geistige Brot ist selten. Ob wir ihn noch zu Ende gehen können, ehe wir den geistigen Hungertod erleiden?

Der Grönland-Film „Palos Brautfahrt"
der dem zu früh verstorbenen Grönlandforscher Knud Rasmussen zu verdanken ist, kam jetzt zur Uraufführung. Die glückliche Mischung von Kulturfilm und Spielhandlung und die lebenswahre Wiedergabe Grönlands und seiner Bewohner brachten dem Film vollen Erfolg.

Die Kunstgesetze des Spielfilms

Die ungeheure Erweiterung der technischen Mittel des Films hat strenge künstlerische Forderungen gezeitigt, deren Mißachtung notwendig Stilmischmasch und Kitsch erzeugen muß.

Georg Otto Stindt, der uns 1924 bereits die Philosophie und Dramaturgie des Lichtspiels schenkte („Lichtspiel als Kunstform"), hat in seinem neuen Buche mit hohem Fleiße die Kunstgesetze des Spielfilms herausgearbeitet. Ueber 5000 Stumm- und Tonfilme sind von ihm untersucht, zerlegt, verglichen und geprüft worden, und viele hundert Beispiele belegen die aufgestellten Gesetze des „entfesselten Bildes".

Aus den Kapiteln über „Die Freiheit von Zeit und Ort" entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis der Verfassers die folgenden Ausführungen:

„Mit dem Stile des Theaters, besonders der Oper im Film gab man sich dem Zwange der Einheit von Zeit und Ort wieder hin. Man übersah es, die Vorteile auszunutzen, die jeder Zwang nach einer Seite hin nach allen anderen Seiten hin darbietet. Das Geheimnis aller wahren Künstler, sich nie zu zersplittern, liegt eben darin, sich dem Zwange, der künstlerisch begründet ist, zu beugen und in seinem Rahmen das Höchste zu erzwingen, ihn ganz mit der Idee zu erfüllen.

Alles andere ist Stilunzucht, was man am Beispiele der Revue am klarsten sehen kann. Als Kitsch nicht so klar für den oberflächlich Blickenden ist dagegen der Film zu erkennen, der sich an die Gesetze des Theaters anlehnt, weil er von Bühnenspielleitern inszeniert wurde. Er ist einfach nicht mehr und nicht weniger als fotografiertes Theater.

Der ungeheure Vorteil der Freiheit von Ort und Zeit, gegenüber allen anderen Künsten, eben insbesondere der Bühnenkunst, erklärt die große Anziehungskraft des schönen Lichtspiels zur Genüge.

Selbst ein mittelmäßig gemachter Film kann noch hundertmal stärker wirken als ein gutes Bühnenwerk, das schlecht inszeniert ist.

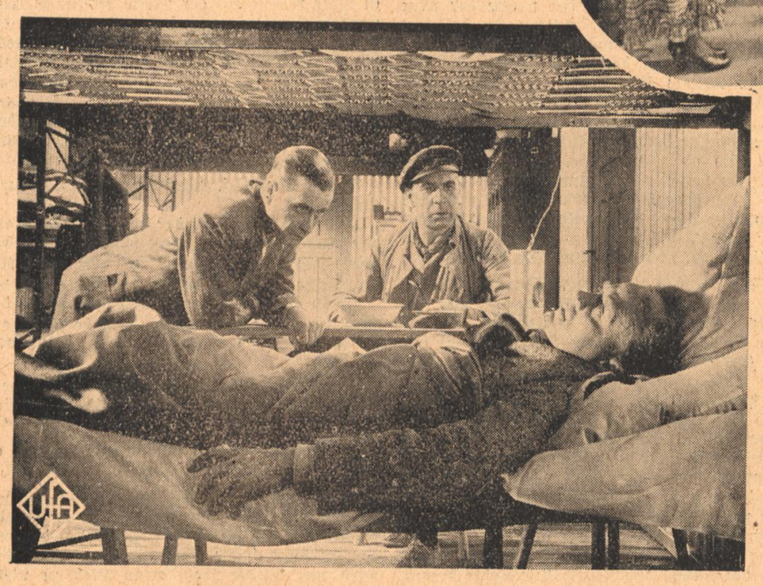
Die wunderbare einzigartige Erweiterung des Bildinhaltes durch die erkannte doppelte — subjektive und objektive — Bewegung, nämlich der des Objektes (Darsteller) und der des Objektives (Kamera), gilt aber nicht nur für das Bild, sondern auch für den Ton.

Unendlich weit springt plötzlich der Horizont künstlerischer Betätigung zurück, in undenkbarer Ferne liegt die neue Grenze, und dazwischen alles ist Film-Neuland, das zu durchforschen stete Wonne, ewiges Entzücken bilden muß. Der Ton ohne Zeit- und Raumbindung ordnet sich aber dem ganzen Rhythmus ein!

Die mühelose Beherrschung von Zeit und Raum durch die technischen Mittel des Lichtspiels erlaubt nicht nur den Ton, wie er zu sein scheint, wiederzugeben, sondern auch so, wie wir ihn uns wünschen, zu hören! Ein abstürzender Bergsteiger am fernen Grat kann nicht nur mit dem achtfachen Prismenglas bildlich nahe herangeholt werden, sondern auch sein Todesschrei kann in unseren Ohren schmerzhaft nahe und laut gellen. Andererseits: eine starke Explosion in unserer nächsten Nähe, von uns entfacht, um einen Feind zu vernichten, kann für uns nicht lauter sein, als ein leiser Windhauch. Ein Fluch, längst verweht, kann tage- und jahrelang in unseren Ohren summen, der leise Todesseufzer einer Mutter kann dem Sohne am fernen Südpol in den Ohren klingen.

Zeit und Raum sind für den kleinen Menschenzwerg — dem die Erde zwischen zwei Eiszeiten großmütig ein Asyl gewährte — fast das Wertvollste; für das Lichtspiel sind sie nur Mittel zum Zweck. „Kunst kommt vom Können" sagte Dr. Goebbels, der Schirmherr des deutschen Films einmal mit bedeutungsvollem Nachdrucke. Ja, die ganze Kunst des Lichtspiels besteht darin, Zeit, Raum und Ton gegeneinander abwägen zu können, auszugleichen und von keinem zu viel zu nehmen, mit gegebenen Mitteln das Höchste an Wirkung erzielen zu können! Der echte Künstler ist immer sparsam mit seinen Mitteln und darum wirkt er auch immer überraschend eindeutig und im stärksten Maße hinreißend."

„Krach um Jolanthe"
soll jetzt als Film im Rahmen der Europa-Produktion erscheinen



„Ein Mann will nach Deutschland"
Eine Szene mit Karl Ludwig Diehl aus dem neuen Ufa-Film.